

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Tilman Spreckelsen

Der Nordseespuk

Ein Theodor-Storm-Krimi

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Als Marguerite de Bourignon, Ehefrau des Kaufmanns Jean de Bourignon aus der Stadt Lille, am 13. Januar 1616 das Kind endlich zur Welt gebracht hatte, ihr drittes, wieder ein Mädchen, wollte ihr die Hebamme die Kleine nicht zeigen. »Geduld«, sagte sie, »Ihr seid noch zu schwach, die Geburt war hart.«

Am zweiten Tag bestand die Mutter darauf, ihre Tochter zu sehen. Die Magd legte ihr das Bündel in den Arm. Aus den feinen Decken ragte der Kopf heraus, die Stirn dicht bedeckt mit schwarzem Pelz, der Mund, wie es schien, ohne Oberlippe, an ihrer Stelle rohes Fleisch. Die Mutter schrie, und die Magd nahm das Kind wieder weg.

Später verlangte Marguerite de Bourignon noch einmal nach ihrem Kind. Sie saß aufrecht im Bett, ihre rechte Hand krampfte sich um ein Kissen.

»Lass mich mit ihr allein«, sagte sie zu der Magd. Als sich die Tür geschlossen hatte, schaute sie dem Kind lange ins Gesicht. Sie sah, dass sich der schwarze Pelz schon etwas gelichtet hatte und dass die Oberlippe durchaus an ihrem Platz war, aber mit der Nase verwachsen. Das Kind hatte die Augen geöffnet und starrte sie regungslos an.

»Du Scheusal«, flüsterte die Mutter. Endlich ließ sie die Hand mit dem Kissen zurücksinken und schüttelte sich vor Weinen. Die Magd kam ins Zimmer und nahm das Kind wieder mit.

Es dauerte Monate, ehe sie das Mädchen wieder ansehen wollte. In der Zwischenzeit war es auf den Namen Antoinette getauft worden, in Abwesenheit der Mutter, die sich noch nicht dazu in der Lage sah, das Bett zu verlassen. Ein Chirurg hatte die Lippe des Säuglings von der Nase getrennt, und die Wunden verheilten gut.

Viele Jahre später erzählte Antoinette, ihre Mutter hätte sie bis zu ihrem Tod kein einziges Mal in den Arm genommen. Und dass sie bereits als Kind vor Kissen ein unerklärliches Grauen gehabt hätte.



Eins

Ich spürte Tröpfchen auf der Haut. Der Himmel war schwarzgrau, bis zum Sonnenaufgang konnte es nicht viel länger als eine Stunde sein. Ich wusste, dass ich meinen Weg auch ohne Stablaterne finden würde, wenn ich nur vorsichtig einen Schritt vor den anderen setzte.

Wir hatten bei Hans Blunck Branntwein getrunken, bis Blunck den Krug vor mich hingestellt hatte und schlafen gegangen war, weil ich schon lange der letzte Gast gewesen war.

Ich war auf dem Weg in meine Kammer bei Böttchermeister Kruse in der Süderstraße am anderen Ende von Husum. Die Wasservögel waren schon wach. Als ich zum Hafenbecken kam, hörte ich die Schreie der Möwen und sah ihre Schemen auf den Pfählen. In meinem Schädel pochte es noch vom Rausch oder schon vom Kater, der sich ankündigte, und dieses Pochen dröhnte mir hart und seltsam unregelmäßig in den Ohren. Wo das Becken anfang, ahnte ich immerhin. Ich kam so nah heran, wie ich es gerade

noch vernünftig fand. Der Boden war in den letzten Tagen aufgeweicht gewesen und nun wieder leicht gefroren, er knirschte unter meinen Schritten. Als ich stehen blieb, hörte das Pochen auf.

Im Mai 1843 war ich nach Husum gekommen, ein halbes Jahr war ich jetzt hier, wahrscheinlich würden es noch ein paar Monate mehr werden, aber weiter voraus dachte ich nicht. Für die Husumer würde ich immer ein Fremder bleiben, obwohl ich als Schreiber beim jungen Anwalt Theodor Storm arbeitete, dessen Familie zu den ältesten und angesehensten hier gehörte, wenigstens von der Mutterseite her – Lucie Storm, die Mutter Theodor Storms, war eine geborene Woldsen, und dieser Name hatte seit Generationen einen guten Klang in der Stadt.

Mein Kopf schien zu pendeln. Vor, zurück, vor. Ich blinzelte, um klarer zu sehen. Mein Blick fiel auf den grauen Schlick. Jetzt, bei Ebbe, war bis auf ein Rinnsal in der Mitte des Hafens alles Wasser verschwunden. Der Himmel war etwas heller geworden, die Wolkendecke transparenter. Gerade riss sie auf, durch einen Spalt fiel dämmriges Licht auf den Schlick und wurde zurückgeworfen. Die Lücke schloss sich schnell, aber vorher konnte ich noch sehen, was da so trüb geleuchtet hatte: Ein goldener Kelch lag wie umgestürzt im Hafenbecken, die glatte Trinkschale ruhte auf einem breiten Sockel.

Ich war nicht betrunken genug, um mich für einen Kelch in den Hafen zu werfen. Im Schlick würde ich nicht weit kommen, wusste ich, und seit ich mich im letzten Sommer mit Theodor Storm im Moor verirrt hatte und

beinahe untergegangen war, hütete ich mich vor unsicherm Grund. Angeln, dachte ich, vielleicht könnte ich den goldenen Kelch zu mir herüberziehen, wenn ich nur ein Seil und einen Haken hätte. Aber würde ein Haken an der glatten Schale hängen bleiben? Und würde ich die Schnur auswerfen können, ohne mit meinem pendelnden Kopf das Gleichgewicht zu verlieren? Den mächtigen Kran, der am Ende des Hafens in einem alten, fünf Meter hohen Holzgehäuse steckte, würde ich kaum allein bewegen können, ganz abgesehen von dem Lärm, den schon der Versuch dazu machen würde. Ich überlegte kurz, ob ich mir eines der Ruderboote ausleihen könnte, die an den Pfählen festgemacht waren, aber ich hatte keine Ahnung, wie ich es über diesen Untergrund bewegen sollte.

Ich drehte mich nach links, lief die Schiffbrücke entlang und passte auf, dass ich nicht gegen die Bohlen des Krangehäuses stieß. Ich erreichte den Zingel, den Weg, der vom Hafen zum Dorf Rödemis führt und dabei die Schleuse überquert, die den Zufluss der Au ins Becken reguliert. Hier, am Südrand der Stadt, waren die Zäune niedriger und die Schuppen vielleicht einfacher zugänglich. Als ich mich einem näherte, der vielversprechend ausgesehen hatte, fing ein unsichtbarer Hund wütend an zu bellen und eine Stimme rief aus dem Haus, wer da sei?

Es wäre gut, wenn mich jetzt keiner sieht, dachte ich, vor allem nicht Storm. Obwohl ich im Sommer mit ihm sogar in ein Lagerhaus eingebrochen war, in seinem Auftrag. Storm hatte dabei eine Tunnelbohrmaschine gefunden, die angeblich bei einem Schiffsunglück zerstört worden war,

und so einen Versicherungsbetrug aufgedeckt. Er war damals in Hochstimmung gewesen. Das hier hätte ihm wahrscheinlich nicht gefallen.

Erst in Rödemis fand ich, was ich suchte. Ich stieg über den Zaun des Vorgartens und schlich mich zum Haus, nahm die Leiter, die neben der Wand im bereiften Gras lag und verließ das Grundstück wieder. Nur für kurz, dachte ich, und wenn ich jemandem begegnet wäre, hätte ich ihm das auch so gesagt.

Die Leiter war schwer, irgendwann ließ ich ihr Ende über den Boden schleifen. Das Geräusch war so laut, dass ich sie wieder hochhob und lieber langsamer zum Hafen ging. Wenn die Wolkendecke aufriss, konnte ich mich ein paar Schritte lang besser orientieren. Wenn sie sich schloss, musste es eben so gehen.

Als ich wieder dort ankam, wo ich den Kelch gesehen hatte, ließ ich die Leiter vorsichtig in den Schlick gleiten, bis sie flach darauf lag. Ich kletterte herunter und blieb auf der Leiter liegen. Was immer die Leute in den Hafen geschmissen hatten, faulte hier vor sich hin. Weil ich im Dunkeln nur Umrisse sah, musste ich nach dem Kelch tasten. Ich fasste in verrottendes Gemüse, Scherben, Tierknochen und Federn, meine Hände waren nach kurzer Zeit schleimig und stanken schlimm. Einmal schnitt ich mir an einer Muschelschale den Daumen auf. Irgendwann war da Stoff unter meinen Fingern, grob gewebt, trocken und einigermaßen steif. Und unter dem Stoff etwas Festes.

Der Kelch war das nicht, der war verschwunden. Ich musste zweimal hinsehen, um zu erkennen, was an seiner

Stelle lag: der ausgestreckte Körper eines Mannes, halbnackt, reglos, das Gesicht in den Boden gedrückt.

Als ich das Würgen spürte und mich übergab, dachte ich noch, dass ich unbedingt die Leiter zurückbringen musste, bevor mich jemand sah.

Zwei

Der Kelch war also aus Gold, Söt, sind Sie sicher?»

Es war nicht leicht gewesen, Theodor Storm wach zu bekommen. Er hatte mich erst angewidert angesehen und mit dem Finger auf den dunklen Fleck auf meinem Hemd gezeigt. Ich wusste selbst, dass ich nach Erbrochenem stank, sicher auch nach Brantwein, und dass für Storm beides zusammengehören würde. Aber ich wollte ihm als Erstem berichten, was ich gesehen hatte, weil ich ihm in diesem Moment eher zutraute als mir, den nächsten Schritt zu unternehmen. Als ich dann von dem Kelch gesprochen hatte, war sein Ekel verschwunden. Er hatte sich in seinem Bett aufgerichtet und mich neugierig angestarrt.

»Und wo ist der Kelch jetzt?»

Storm hatte zwei Räume im Haus des Versicherungsagenten Schmidt in der Großstraße gemietet. Der vordere war seine Kanzlei, im hinteren wohnte er. Das Haus war alt, wie die meisten hier, und zeigte mit dem Giebel zur Straße, die sich verbreiterte und in den Marktplatz überging.

»Ich weiß nicht. Als ich zurückkam, lag da nur noch ein Mann.«

»Was für ein Mann?«

»Keine Ahnung. Ziemlich einfach gekleidet, vielleicht ein Seemann. Tot, glaube ich.«

»Woher wissen Sie das? Drehen Sie sich bitte mal um.«

Ich ging wieder ins vordere Zimmer. Tagsüber arbeitete ich hier mit Storm. Mein Stehpult war der einzige Fleck im Raum, der nicht mit Büchern oder dicken Aktenbündeln bedeckt war. Oder mit Noten. Da Storm als Anwalt nicht sonderlich beschäftigt war, ließ er mich oft die Stimmen für die Sänger des Chors abschreiben, den er im letzten April gegründet hatte. Während Storm sich anzog, fühlte ich plötzlich den Schwindel wie eine Welle aufsteigen. Ich hielt mich mit beiden Händen am Stehpult fest und versuchte das Blatt zu lesen, das ich gestern nach Storms Diktat geschrieben hatte. Seit neuestem sammelte er Spukgeschichten, die er in Büchern fand oder die er sich erzählen ließ. In dieser ging es um einen Handwerksgesellen, der in ein neues Zimmer zieht und dort in manchen Nächten vom Kehrgeräusch eines Besens geweckt wird. Eines Nachts kommt er spät heim und sieht von draußen durch das Fenster in seine Kammer, wo eine weiße Gestalt sitzt und hinausschaut.

Die Buchstaben tanzten vor meinen Augen, und ich hatte Mühe, den kurzen Text zu Ende zu lesen.

»Dann wollen wir mal«, sagte Storm, als er aus seinem Schlafzimmer zu mir in die Kanzlei kam. »Sie sind übrigens ziemlich bleich, Söt, die Sache setzt Ihnen zu, oder?«

War das noch mal eine Spitze wegen des Flecks auf mei-

nem Hemd? Meine Antwort wartete er nicht ab. Er verließ das Haus durch die Seitentür, lief nach vorn zur Großstraße und bog dann nach links. Ich hatte erwartet, dass er quer über den Marktplatz zur Krämerstraße und dann hinunter zum Hafen laufen würde, aber er eilte an der Rathaustreppe vorbei und dann wieder links den engen Weg entlang, der nach Norden und direkt zum Schloss führte. Während wir liefen, fing es wieder an zu regnen.

Der große, langgestreckte Bau hinter dem Wassergraben war mir von vielen Besuchen vertraut. Im Sommer war es dort angenehm kühl, jetzt aber spürte man die Zugluft und die Feuchtigkeit der Wände. Auch die prächtigen großen Kamine hielten das Schloss nicht warm. Der alte Hans von Krogh residierte dort, der Amtmann des dänischen Königs für Husum und Umgebung, dessen Töchter in Storms Chor sangen. Auch sein Verwalter Anton Setzer wohnte mit seinen elf Kindern im Schloss. Seine schöne Tochter Laura war ebenfalls im Chor. Inzwischen hatte ich verstanden, dass Storm auf dem matschigen Weg zum Kavalierhaus war, einem hohen Gebäude mit spitzem Giebel, das sich ininigem Abstand zum Schloss auf demselben Grundstück befand. Dort lebte Husums Bürgermeister Kaup, der für alles zuständig war, was in der Stadt und am Hafen geschah. Auch für die Untersuchung eines außergewöhnlichen Todesfalls.

»Finden Sie nicht, dass es langsam mal schneien könnte, so kurz vor Weihnachten?«, fragte Storm durch den Nieselregen. Er zog am Seil der Türglocke. Wir hörten die schlurfenden Schritte von der anderen Seite. Der Aufseher öffnete. Er trug statt der Uniform einen Schlafrock und

gab sich keine Mühe, seinen Ärger zu verbergen. »Ich weiß, Herr Tostensen, dass ich Sie recht früh aufsuche«, begann Storm, aber Tostensen unterbrach ihn nuschelnd, dass der Herr Bürgermeister schon aus dem Haus sei und wegen seiner Rückkehr nichts hinterlassen hätte.

Der Regen war mit jeder Minute stärker geworden, ich sah, wie Storms dunkelblonde Haare an seiner Stirn klebten und sich dicke Tropfen von ihnen lösten. Das Haar sah noch dünner aus als sonst.

»Hat es Sinn, lieber Herr Tostensen, wenn wir vielleicht drinnen auf den Bürgermeister warten?«, sagte Storm betont höflich. Ich merkte, dass er gleich explodieren würde. Tostensen merkte es wohl auch und gab mit mürrischem Gesicht den Weg frei. Wir stiegen die Treppe hinauf und folgten dem Gang bis in Kaups Arbeitszimmer. Storm setzte sich auf das Sofa, ich nahm mir einen Stuhl. »Denken Sie bitte noch mal nach, Söt«, sagte Storm. »Haben Sie niemanden in der Nähe des Hafens gesehen? Auch nicht auf dem Weg dorthin?« Ich versuchte mich zu erinnern. Etwas war mir entfallen, das spürte ich, etwas, das ich in der Nacht bemerkt und unheimlich gefunden hatte. Ich hatte nur keine Ahnung, was.

Die Haustür wurde geöffnet und wieder zugeschlagen, dann hörten wir rasche Schritte auf der Treppe. Storm setzte sich aufrecht hin.

»Die Herren, so früh schon?«, sagte Kaup. Er trug Pantoffeln. Seine Haare waren völlig durchnässt, der Mantel hing wohl schon in der Garderobe bei den Stiefeln. Er setzte sich an seinen Schreibtisch. »Der Tee ist gleich da.«